

Westfälische Volkszeitung.

Fortes in Ada.

Das Abonnement für die an Hochfesten täglich erscheinende „Westf. Volksz.“ nebst „Sonntagsbeilage“ beträgt bei der Expedition pro Quartal 2 M. direct in's Haus bestellt, durch die Post ebenfalls 2 M., mit Beifügung 2 M. 40 P. Expedition und Anzeigenannahme: Allee- und Humboldtstraßen-Ecke. — Inserate 12 P. pro 1spaltige Petitzeile. Reclame 40 P. — Annoncen bis zu 2 M. nur gegen Vorauszahlung.

Verantwortlicher Redacteur: J. F. S. angel. — Druck und Verlag der Actiengesellschaft „Westfälische Vereinsdruckerei“ in Bochum.

Ein afrikanischer Argonautenzug.

* Henry Stanley ist, so schreibt die Wiener „Neue Freie Presse“, ohne Zweifel einer der merkwürdigsten Menschen unseres Jahrhunderts. Mit einem eisernen Willen verbindet er einen Körper von Stahl, der allen schädlichen Einflüssen des central-afrikanischen Klimas trotzt, und das Glück begünstigt ihn bei jeder Unternehmung. Was er auch beginnen mag, es gelingt, und dieser einfache Privatmann, der aus den Reihen der amerikanischen Journalistik hervorging, hat gleich einem Feldherrn oder Staatsmanne seinen Namen in die Weltgeschichte eingeschrieben. Er hat den todtgeglaubten Livingstone aufgefunden, hat Afrika seiner ganzen Breite nach unter angeführten Mühlahen durchzogen, den oberen Lauf des gewaltigen Congostromes festgestellt und den Congostaat gegründet. Die Geographie und die Völkerkunde danken ihm vielfache Bereicherung, und unter allen Afrika-Reisenden hatte er den größten und sichtbarsten Erfolg. Zahlreiche Forscher, denen in den letzten Jahren auf afrikanischem Boden als Opfer der Wissenschaft; sie hatten vielleicht ebenso viel Muth und Ausdauer als Stanley, aber die Früchte ihrer Anstrengungen gingen theilweise oder ganz durch ihren Tod verloren. Stanley selbst scheint gefeiert; ihm konnten bisher weder die böstlichen Fieber noch die Wästen der Eingebornen etwas anhaben, und immer wieder kehrt er zu dem geheimnißvollen Erdtheil zurück, in welchem er seinen Ruhm errungen.

Sieben ist er wieder an der Mündung des Congostromes angekommen und bereitet sich zu dem verwegenen und abenteuerlichen Unternehmen vor, welches er bisher gewagt. Er will den Gouverneur der ägyptischen Aequatorial-Province, Emin Bey, befreien, der seit Jahren von aller Welt abgeschnitten in Lado die Fahne des Vicekönigs gegen die jüdischen Rebellen verteidigte. Ob er sich dort noch behauptet, ob er überhaupt noch lebt, ist keineswegs sicher; aber man glaubt es voraussetzen zu dürfen. Stanley hat sich aufgemacht, um ihm Hilfe zu bringen, und die Expedition in großem Style angelegt. Der kühne Reisende begab sich von London durch den Suez-Canal nach Bangibar und ward dort mit Hilfe seines alten Bekannten Tippu-Tip, der ihm 1877 als Führer gedient, eine Schaar von achthundert Mann an. Mit dieser schiffte er sich ein, fuhr um das Cap der guten Hoffnung herum und an der Westküste Afrikas herauf bis zur Congo-Mündung, wo er sich eben befindet. Von da will er auf dem Fluße bis Vivi stromaufwärts fahren, dort, wo die Stromschnellen beginnen, den Landweg bis Leopoldville einschlagen und von Leopoldville wieder auf dem Strome bis zu den Stanley-Fällen hinausschiffen, hier den Fluß verlassen und durch die bis jetzt fast völlig unbekannten Landstrecken bis zum See Albert-Nyanza vordringen, um von dort dem Bahre-el-Gebel entlang gegen Norden zu marschieren und Lado zu erreichen. Es ist eine Route, vor der gewöhnlichen Menschen schaudert, wenn sie dieselbe auf der Karte verfolgen und die vielen leeren Flecken und Fragezeichen bemerken, welche deutlich darthun, wie unerforscht ein großer Theil des ungeheuren Weges ist, den Stanley zurückzulegen denkt.

Handelt es sich bei seiner neuesten Expedition wirklich nur

um den edlen Zweck, dem verschollenen Gouverneur von Lado Hilfe zu bringen, und nebenbei unsere Kenntnisse jener afrikanischen Landstriche zu vermehren? Vielfach, namentlich in Paris, wird dies stark bezweifelt. Man meint dort — vielleicht nicht mit Unrecht — die Engländer würden nicht große Geldsummen beigesteuert, nicht Waffen und Munition für das ganze kleine Corps geliefert haben, wenn durch dessen märchenhaften Marsch auf Lado nicht auch ein politisches Ziel erreicht würde. Man behauptet, die Befreiung Emin Beys sei nur ein Vorwand und in Wahrheit erfolge die Expedition im Interesse Englands und Egyptens, sie sei dazu bestimmt, die jüdischen Rebellen von Süden her, gleichsam im Rücken anzugreifen. Ob diese Vermuthung begründet ist, läßt sich vorläufig nicht entscheiden. Die geringe Zahl von Streikern, welche Stanley begleitet, scheint dagegen zu sprechen, denn mit achthundert Mann, auch wenn sie noch so gut bewaffnet sind, kann man im Sudan nicht viel ausrichten. Die Engländer wissen dies aus mancher bitteren Erfahrung am besten. Allein es fragt sich, wie viel Leute zu der Expedition stoßen werden, wenn sie einmal von den Stanley-Fällen nach Norden aufbricht. Sie bewegt sich dann durch ein Gebiet, wo Tippu-Tip als mächtiger Mann gilt, auf dessen Ruf Tausende zu den Waffen greifen.

Wer ist Tippu-Tip? Um es in zwei Worten zu sagen: Elfenbein- und Sklavenhändler. Allein er ist auch noch etwas Anderes, er ist eine große Persönlichkeit, eine Art von afrikanischem Condottiere. Stanley schreibt von ihm Folgendes: „Er hat das kleine Vermögen, welches er im Schweiße seines Angesichts erworben, in Gewehren und Munition angelegt. Abenteuerlustige Araber haben zu seiner Fahne geschworen, und er ist in der Gegend zwischen den Stanley-Fällen und dem Tanganjika-See ein König ohne Krone geworden. Er gebietet über Tausende von Krieger, die gegen Mähen und Gefahren abgehärtet sind. Hätte ich ihn bei schlechter Laune gefunden, so wäre es mein Plan gewesen, mich so weit als möglich von der Sphäre seines Einflusses entfernt zu halten, denn dann wäre die Munition, welche ich für Emin Bey mit mir führte, im Besitze dieses Mannes eine ungeheure Gefahr für unsern Congostaat geworden. Ich weiß nicht, ob Tippu-Tip oder der König von Uganda als Feind mehr zu fürchten wäre. Er ist, um Alles zu sagen, der Fieber Wascha des Congo.“ Um diesen wichtigen Mann zu gewinnen, hat Stanley ein altes, einfaches Mittel angewendet: er hat ihn zum Befehlshaber der Station bei den Stanley-Fällen ernannt. Tippu-Tip steht also gegenwärtig im Dienste des Congostaates und bezieht für die Aufgabe, künftig die Niederlassung an den Stanley-Fällen, die wegen wiederholter Angriffe der Araber verlassen und zerstört war, gegen sie und die Eingeborenen zu verteidigen, einen festen Gehalt, den ihm der englische Consul in Bangibar monatlich anzuweisen hat. In dem Vertrage, den Stanley mit ihm abschloß, befindet sich die kostbare Clause, daß Tippu-Tip fortan weber persönlich noch durch seine Untergebenen „unterhalb der Fälle“ Sklavenhandel treiben dürfe. Eine echt britische Heuchelei. Der Schein ist gerettet, und Tippu-Tip kann oberhalb der Fälle, in seinem eigentlichen Marktgebiete, nach wie vor dem Sklavenhandel obliegen.

Man sieht: ob Stanley sich auf die Hilfeleistung für Emin Bey beschränken will oder größere militärisch-politische Pläne hat — sein Erfolg hängt in jedem Falle von dem guten Willen und der Ehrlichkeit eines Sklavenhändlers ab. Darin liegt das eigentliche Wagniß Stanley's. Der Posten eines Befehlshabers an den Stanley-Fällen und der damit verbundene Gehalt mag dem halbwildem Gefährten des englischen Reisenden ganz angenehm sein, aber kann man ihm auch unbedingt vertrauen? Stanley ist völlig in die Hände des Mannes gegeben, den er selbst als einen ungekrönten König bezeichnet. Die achthundert Bangibariten geborchen Tippu-Tip blindlings, und wenn es diesem beliebt, so geht der ganze große Munitions-Transport, den Stanley nach Lado bringen will, in seinen Besitz über. Ist der Posten an den Stanley-Fällen, den nach der Gründung der Station im Jahre 1883 ein ehemaliger schwedischer Lieutenant befehligte, wirklich so verlockend, um einen Mann gegen alle Verlockung zu schützen, dem Tausende freiwillig Herfolge leisten? Tippu-Tip ist ein echter Araber und daher wahrscheinlich gleich den meisten Söhnen seines Volkes ebenso schlau als kühn. Es könnte sich ereignen, daß er Stanley nur benützte, um seine eigene Macht zu erweitern, eine Art Herrschaft für sich zu begründen, daß er, sobald die Expedition östlich vom Congo in die Region der großen Seen eindringt, die Maske abwirft. Stanley muß allerdings den Mann, dem er sich anvertraut, genau zu kennen glauben, er muß innerlich davon überzeugt sein, daß Tippu-Tip keinen Verrath begehen wird. Dennoch ist der Zug, zu dem er sich jetzt anstellt, unter allen seinen bisherigen Abenteuern das gefährlichste, und wenn ihm sein gewohntes Glück auch diesmal treu bleibt, wenn es ihm gelingt, mit heiler Haut die ägyptische Aequatorial-Province zu erreichen — da wird er nicht nur bewundert werden, sondern in die Reihe jener seltenen Menschen eintreten, um deren Haupt sich auch in unserem nächsten Jahrhundert der Kranz der Mythe schlingt. Was er jetzt beginnt, ist ein echter Argonautenzug.

Deutsches Reich.

© Berlin, 17. April. Uebermorgen werden die parlamentarischen Körperschaften Preußens und des Reiches wieder in Action treten. Es beginnt damit für den Landtag wie für den Reichstag der wichtigere Abschnitt ihrer diesjährigen Thätigkeit. Im Hause der Abgeordneten werden die Geschäfte trotz ihrer weittragenden Bedeutung voraussichtlich einen glatten Verlauf nehmen. Ganz besonders gilt dies von der kirchenpolitischen Vorlage, nachdem darüber ein volles Einverständnis zwischen dem apostolischen Stuhle und der preussischen Regierung erzielt worden ist und die Fraction der Freiconservativen in Folge dessen sich entschlossen hat, für dieses Abkommen gleichfalls einzutreten. An dieser günstigen Lage der kirchenpolitischen Frage kann es absolut nichts ändern, daß der „provisorische Vorstand des evangelischen Bundes zur Wahrung der protestantischen Interessen“ in letzter Stunde noch einen Kriegsruf an seine „evangelischen Glaubensgenossen“ hat ergehen lassen. Glücklicherweise hängt die Entscheidung über die Kirchenvorlage nicht von den sogen. aufgestellten Protestanten ab, denen das wahre Christenthum, im Grunde ge-

Die Söhne des Waffenschmieds. *)

Original-Roman von E. Heinrichs.

1. Capitel.

Der alte Longfield.

Ein herrlicher, sonniger Septembervormorgen hatte seine goldenen Pforten geöffnet und den warmen lebenden Strahl auch in die krummen Straßen und engen, düsteren Gassen der mittelalterlichen Stadt K. gesendet. — Die Geschäftsleute der Straße, Brodtträger, Milchverkäufer, Zeitungsboten und so weiter eilten ihrem beschwerlichen Gewerbe nach, hier und da wurden die Verkaufsstellen geöffnet, gähnende Lehrlinge und Hausknechte sichtbar und Morgengrüße, auch wohl Witzen und Sprüche wurden ausgetauscht.

Vor einem uralten verfallenen Hause, das über dem Eingange die Jahreszahl 1503 trug und an der einen Seite von dem kleinen, hier äußerst schmalen Fluße, an der anderen von einer der schönsten eleganten Promenaden begrenzt wurde, welche auf den ehemaligen Festungswällen angelegt waren, standen in dieser frühen Morgenstunde mehrere Männer und Frauen in lebhafter Unterhaltung.

Darüber wurde in diesem Augenblicke der Material-Laden des Schmieds, ein kleiner, behäbiger Mann, trat vor die Hausthür. „Was ist denn los, Leute?“ fragte er neugierig hinüber.

„Guten Morgen, Herr Remmers!“ rief die Milchfrau, eilig zu dem Krämer sich begebend. „Denken Sie nur, der alte, verrückte Engländer läßt uns alle wie die Narren hier warten. Auch die Zeitung, wonach er sonst wie ein Hamster schnappt, liegt noch unter der Thür auf der Schwelle, — der Bäckers Junge wartet, ich habe hier schon an die zehn Minuten und hab' den alten Löwenhammer schon viermal niederfallen lassen, während der Brodjunge förmlich getrommelt hat. Aber ich sage —“

„Ja, dann wird der alte Longfield krank sein,“ unterbrach Herr Remmers die redselige Milchfrau.

„Gott, das könnte ja möglich sein,“ meinte sie, betreten; „nein, so was, daran nicht zu denken!“

„Christel!“ wandte sich der Krämer an den neugierig horchenden

den Hausknecht, „bist doch früh schon draußen gewesen, um das Trottoir zu fegen, hast den Herrn Longfield nicht gesehen?“

„Nein, Herr Remmers,“ versetzte Christel, „hab' mich selbst schon darüber gewundert, weil der Alte immer der Erste beim Fegen gewesen ist.“

„Du meine Güte,“ rief die Milchfrau dazwischen, „was der geizige Mensch mit seinem vielen Gelde wohl anfängt, da er keinem anderen einen Pfennig gönnt und sogar die Straße selber fegt. Ein Wunder, daß er sich Milch und Brod und noch gar eine Zeitung hält!“

Der behäbige Krämer nickte nachdenklich. „Ja, der Geiz ist, glaube ich, schon mehr eine Krankheit,“ sagte er langsam, „weil der Mensch auch sich selber nichts gönnt. Weiß freilich nicht, ob der alte Mann so reich ist, wie man sagt! — Er ist ein sonderbarer Kauz, ein Menschenfeind, der sich ängstlich abschließt und keine Seele in's Haus läßt. — Na, es muß doch etwas mit ihm paßiren sein.“

Die Milchfrau setzte die Milch für den Alten beim Krämer ab und fuhr weiter, auch der Bäckers Junge mußte vorwärts, so schwer es seiner Neugierde auch wurde. Mittlerweile hatten sich noch mehr Menschen angelammelt und der Krämer soeben beschloffen, nach der Polizei zu schicken, als ein Beamter derselben zufällig durch die Straße kam und von dem auffälligen Thatbestand in Kenntniß gesetzt wurde.

„Hui, der alte Longfield wird krank sein,“ meinte der Polizeisergeant ebenfalls, „ich werde die Sache berichten, — geht nur ruhig Eurer Wege, damit keine Verkehrshörung und kein unnötiger Zusammenlauf entsteht.“

Er ging eiligst nach dem Haupt-Bureau, während die Geschäftsleute sich entfernten, um den Dummeln und der müßigen Neugier Raum zu geben.

Endlich erschienen mehrere höhere Polizeibeamte, denen ein Schlosser mit seinen Werkzeugen folgte.

Der Klopfer an der Thür wurde eine Zeit lang vergeblich in Bewegung gesetzt und so dann dem Schlosser die Oefnung des Hauses überlassen.

Die neugierige Menge drängte nach, um mit den Beamten in die soeben geöffnete Thür zu gelangen; doch mußte sie vor dem energischen „Halt!“ der Schutzeleute, welche am Eingang Posto ge-

setzt hatten, zurückweichen und des Rathfels Lösung draußen geduldig erwarten.

„Hier drinnen aber ist's fürchterlich!“ sprach der Polizeirath leise zu dem neben ihm befindlichen Commissar, als sie sich mit dem Sergeant und einem Protokollschreiber auf dem Flur des im Volksmund arg verrufenen Hauses befanden und die Thür sich wieder hinter ihnen geschlossen hatte.

„In der That!“ versetzte der Commissar, dessen schwarze, durchdringende scharfe Augen im Halbdunkel jeden Winkel zu durchforschen schienen. „Haben Sie Licht bei sich, Hamke?“

„Zu Befehl Herr Commissar!“

Der Sergeant zog eine kleine Blendlaterne aus seiner Tasche und zündete das Licht an.

„Es ist ein fremdes Terrain!“ nickte der Commissar, die Laterne ergreifend und aufmerksam umherleuchtend.

„Welche Atmosphäre!“ hustete der Rath, mühsam athmend; „ich wette, daß hier niemals gelüftet worden ist.“

„Bewahre!“ lachte Hamke. „Der alte Longfield liebt eben wenig Luft wie die Menschen, er verkehrt nur durch ein hölzernes Schiefenster, das er in der Hausthür hat anbringen lassen, mit der Außenwelt. Alles wird draußen abgefertigt. Bitte, fallen Sie hier nicht, Herr Rath!“

Ein großer Rehrichthausen versperrte beinahe den Weg zu einer Thür, welche nur angelehnt war. Sie traten in einen ziemlich großen Raum, welcher jetzt offenbar als Kumpel- und Gerüstkammer benutzt wurde und einen pestilenzialischen Geruch enthielt.

„Die Treppe hinauf, — er wohnt also oben,“ sagte der Commissar, sich schüttelnd, obwohl sein Blick Alles aufgefäßt hatte.

„Wie kann ein Mensch in dieser Behöhle leben?“ bemerkte der Rath, förmlich zurücktaumelnd, „nich soll's nicht wundern, wenn wir ihn todt auf seinem Lager finden.“

Der Commissar stieg schweigend die morische, schneckenförmige Treppe hinauf, deren Geländer von einer dicken Schmutzlage überzogen war, während die ausgebreiteten Stufen sichtlich seit langen Jahren keinen Besen, geschweige denn ein Scheuerwuch gesehen hatten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Nachdruck verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

